

Lesung „1944 – als die Bomben Rust zerstörten“

Lesung mit Michael König

Sa., 7. Dez. 2019, 17.00 Uhr,

Pfarrkirche Rust

Zusammenstellung der Texte: Bernhard Heidl

Gerhard Jelinek, Journalist und Autor schreibt in seinem Buch
„Es gab nie einen schöneren März“:

Samstag, 12. März 1938

Auf dem Ballhausplatz in Wien warten etwa 15.000 auf die Bekanntgabe der Machtübernahme. Im eisigen Wind erhellen Fackeln die Szenerie. Theo Ehrenberg – Radiosprecher der RAVAG und bekennender Nationalsozialist – wird zum Reporter des Anschlusses. Auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes wird ein Mikrofon installiert. Es ist dasselbe, über das Kurt Schuschnigg vor kaum fünf Stunden sein „Gott schütze Österreich“ gesprochen hat.

Der Oberösterreicher Anton Reinthaler tritt vor das Mikrofon: „Wohl selten hat Wien so einen Begeisterungssturm erleben dürfen, wie heute. Vom heutigen Tag an beginnt in Österreich eine neue Zeit, die Zeit der deutschen Schicksalsgemeinschaft.“

Josef Goebbels weint. Hitlers Propagandaminister kann sich kaum vom Radioapparat trennen. Bis 3 Uhr hört er die Übertragung aus Wien und kann vor Freude nicht schlafen.

Auf dem Asperner Flughafen landen gegen 5 Uhr deutsche Flugzeuge. SS-Chef Heinrich Himmler und SS-Führer Reinhard Heydrich kommen mit 50 bewaffneten Männern. Ehe der Einmarsch der Wehrmacht beginnt, übernimmt die SS bereits die Schaltstellen der Republik.

Ab dem frühen Morgen werden politische Gegner der Nationalsozialisten festgenommen. Wiens Bürgermeister Richard Schmitz, der Bauernführer

Leopold Figl, die Gewerkschafter Friedrich Hillegast und Franz Olah zählen zu den ersten, die der SS in die Hände fallen.

Um 5.30 Uhr überschreiten die ersten deutschen Truppen die Brücken über den Inn nach Braunau.

Gegen Mittag erreichen Voraustrupps Linz. Sie rumpeln gleich weiter Richtung St. Pölten. Adolf Hitler lässt sich Zeit.

Statt der Mittagsglocken verkündet Propagandaminister Goebbels Hitlers Proklamation: „Ich habe mich daher entschlossen, den Millionen Deutschen in Österreich nunmehr die Hilfe des Reiches zur Verfügung zu stellen. Seit heute Morgen marschieren über alle Grenzen Deutsch-Österreichs die Soldaten der deutschen Wehrmacht!“

Erst kurz vor 16 Uhr überquert Adolf Hitler die Brücke über den Inn und fährt mit einem offenen Mercedes in seinen Geburtsort Braunau ein. Später fährt die Wagenkolonne über Ried und Wels Richtung Linz.

Adolf Hitler lässt die Menschen auf dem Linzer Rathausplatz in der Kälte warten. Erst nach 20 Uhr kann Bundeskanzler Seyß-Inquart vom Balkon des Linzer Rathauses seinen Führer Ankündigen.

Adolf Hitler bleibt auch noch am Sonntag und Montag in Linz.

Erst zwei Tage nach dem Anschluss fährt Hitler in einer Wagenkolonne Richtung Wien.

In der „Chronik der Pfarre Rust“ schreibt Pfarrer Franz Bruner:

Diese geschichtlichen Daten sind ja allgemein bekannt. Hier sei nur so viel aufgezeichnet, als diese politischen Ereignisse auch die Pfarre Rust betrafen.

„Führer, gib uns Arbeit und Brot“, schrien die Menschen Hitler zu, als er in Österreich einmarschiert. So schrie auch die Masse der Ruster, die scharenweise auf die Reichsstraße hinaufgepilgert waren, um den Führer Adolf Hitler zu sehen.

Ja, anfangs, 1938, hatte es den Anschein, als ob sich der Reichtum in Rust immer weiter mehren würde. Die erhöhten Preise veranlassten viele Bauern zu Raubbau an ihren Gründen, der sich später bei dem Kunstdüngermangel in der Kriegszeit bitter rächte.

Bald aber kam es zu Scheidung der „Partei“-Geister, als hauptsächlich die „Kleinen“ (Knechte, Hilfsarbeiter, Inwohner, usw.) bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich einrücken mussten. Die großen Bauern waren fast alle nur auf einige Wochen und Monate im Polenfeldzug 1939 dabei gewesen und jetzt vom Militär als „u.k. – unabhkömmlich – von der Wirtschaft“ gestellt.

Bis 1942 war der Krieg für Rust ja noch „ganz schön“ gewesen, waren bis dorthin erst 4 Ruster (2 Knechte von auswärts und zwei hiesige Bauernburschen) gefallen. Durch die weiteren Ereignisse bis Kriegsende 1945 wurde wohl der Großteil der Ruster „Nazis“ von dem Wahn dieses politischen Systems geheilt.

In den Jahren 1938 bis 1945 hat Rust Furchtbares mitgemacht. Nun können DIESE Ruster auch, aber in einem anderen Sinne schreien: „Wir danken dem Führer“, was sie ja 1938 begeistert mitgeschrien haben.

Ich schreibe dies rückschauend. Denn während dieser Jahre war es der GESTAPO wegen nicht möglich, derartiges niederzuschreiben. Das hätte Konzentrationslager oder wahrscheinlich gar den Tod bedeutet.

Die Stellung des Pfarrers in diesem politischen Dilemma:

Den alten Pfarrer Anton Linauer ließ man seines Alters und auch seiner Krankheit wegen in Ruhe. Der lebensfrohe Mann hatte sich nach den bitteren Enttäuschungen gerade von Seiten seiner „Freunde“ vollständig zurückgezogen.

Der neue Pfarrer (Franz Bruner seit 1942) hatte es insofern leichter, als sich ja 1942 mit den Ereignissen von Stalingrad das Kriegsglück zu wenden begann. Damit ahnten auch die hiesigen Nazis, dass ihre Herrschaft ein Ende haben würde.

Der Nationalsozialismus hatte durch den Mund des Propagandaministers Josef Goebbels die Katholische Kirche als Staatsfeind erklärt und den Kampf gegen die Kirche auf allen Fronten begonnen.

Dies wirkte sich natürlich auch in Rust aus. Prozessionen waren alle mit Ausnahme der Auferstehungs- und Fronleichnamsprozession verboten. Dem Pfarrer war seit 1943 vom Landrat in Tulln der Religionsunterricht in der Schule verboten, in der Kirche war nur Christenlehre und Predigt für die Kinder erlaubt, ohne Frage und Antwort.

Aber dem Pfarrer ist trotz der scharfen Austrittspropaganda kein Kirchenaustritt von den in Rust Wohnenden bekannt. Dies ist für den Pfarrer ein großer Lichtblick.

Richten wir den Blick aber auf das Kriegsgeschehen, das sich ab dem Jahr 1942 zunehmend verschärfte.

In der „Chronik der Pfarre Rust“ schreibt Pfarrer Franz Bruner:

Während an den Fronten der Krieg tobte, erlebte auch die Heimat einen furchtbaren Kampf. Ein Kampf, von dem mir so mancher Frontsoldat sagte, dass er an der Front nicht so schrecklich war, weil man sich dort gegen den Angreifer wehren konnte, während man in der Heimat dem Angriff hilflos gegenüberstand.

Die Fabrik Moosbierbaum in Moosbierbaum, mit dem erst während des Krieges gebauten Werke Pischelsdorf, waren von eminent kriegswichtiger Bedeutung. ... Im Werke Trasdorf wurde, wie ein dort beschäftigter Ruster erst bei Kriegsende zu erzählen wagte, Fernwaffen N1 zusammengestellt. Welch irrsinnige Mengen Munition jeder Art dort erzeugt und eingelagert waren, konnte man erst sehen, als beim Herannahen der Kampffront alle diese Anlagen bis auf den Grund gesprengt wurden.

Auch der spätere Bürgermeister von Rust Ferdinand Rabacher schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

Der Krieg währte schon das dritte Jahr. Im Dorfe begegnete man meist nur als Landarbeiter eingesetzten Kriegsgefangenen sowie Polenmädchen und Frauen. Im Frühjahr 1944 wurde ich zu einer militärischen Kurzausbildung nach Wr. Neustadt einberufen, nur 14 Tage. Knapp vor Pfingsten kam ich nach Hause und am Pfingstsonntag gab es schon eine Bombardierung in Wr. Neustadt.

Das war der Auftakt zu weiteren Bombardierungen von Städten und Industrieanlagen. So wurde auch das Industriegelände von Moosbierbaum, wo eine Raffinerie und ein großes Öllager waren, ständiges Ziel der Bombenangriffe.

Der Historiker Richard Hübl aus Tulln erklärt im neuen Ruster Chronikbuch wie folgt die damalige Situation:

Von 1940 bis 1942 wurde in der chemischen Fabrik nördlich von Moosbierbaum eine „Hydro-forming“-Anlage zur Erzeugung von hochwertigem Flugbenzin aus rumänischen Rohbenzin eingerichtet. Die chemische Fabrik wurde 1942 um das Werk Pischelsdorf erweitert. Der gesamte Industriekomplex mit über 6.000 Beschäftigten samt Zwangsarbeitern wurde von Alliierten als „Hydrierwerk“ bezeichnet.

Als 1943 die Bombardierung der Hydrierwerke im Zentrum Deutschlands begann und es dadurch zu Produktionsausfällen beim kriegswichtigen Flugbenzin kam, wurde das Hydrierwerk Moosbierbaum-Pischelsdorf immer wichtiger, da es phasenweise (wie etwa im Sommer 1944) bis zu 20 Prozent des gesamtdeutschen Flugbenzins erzeugte.

Die Alliierten erkannten diese Lage und begannen nun verstärkt, das Werk Moosbierbaum-Pischelsdorf aus der Luft anzugreifen. Die Aufgabe wurde dem Verband der 15. US-Luftflotte übertragen, die mit B 24- und B 17-Bombern (den „Fliegenden Festungen“) sowie zahlreichen begleitenden Jagdflugzeugen von Flugplätzen in Süditalien aus das Werk anflogen, das zu einem Hauptangriffsziel des strategischen Luftkrieges in Österreich wurde.

Dabei bedienten sie sich, im Bewusstsein gigantischer Materialüberlegenheit, der Taktik von Flächenbombardements vor allem mit 540 Pfund schweren Freifallbomben, das sind umgerechnet 227 kg.

Die deutsche Luftabwehr hatte diesen massiven Angriffen – oft mit über 700 Bombern und mindestens ebenso vielen Begleitjägern – kaum etwas entgegensetzen: nur wenige Jagdflugzeuge und ein schwacher Gürtel von Fliegerabwehr-Batterien konnten die Bombardements kaum verhindern und nur in geringem Maße Bomber abschießen. Auch künstliche chemische „Vernebelungen“ hielten die Bomber nur manchmal ab, ihre Last über dem Werk komplett abzuwerfen.

Ab dem 26. Juni 1944 erfolgten nun 16 Luftangriffe mit insgesamt 2.500 Bombenflugzeugen auf das Werk. Dabei wurden ca. 23.000 Bomben mit einer Bombenlast von über 5 Millionen Kilo abgeworfen. Diese Flächenbombardements mit wenig Zielgenauigkeit und großer Streuung zogen auch die Umgebung des Werkes schwer in Mitleidenschaft, darunter auch Rust, wo auf das Gemeindegebiet ca. 4.000 Bomben fielen, 364 auf den Ort selbst.

Montag, 26. Juni 1944 – erster Luftangriff
In den Lebenserinnerungen von Bürgermeister Ferdinand Rabacher heißt es dazu.

Ich war mit meinen Leuten auf dem Felde Pflanzen aussetzen. Bei der Heimfahrt haben wir noch schnell Futter gemacht. Auf einmal ertönten die Sirenen, man hörte auch ein fernes Brummen von Fliegern. Bald darauf sah man auch schon Verbände vom Osten herankommen. Auf einmal fing die Flak, die Fliegerabwehrkanone, welche ja einen Abwehrgürtel um die Fabrik gezogen hatte, zu feuern an. Man sah, wie Flugzeuge direkt auseinanderbrachen und wie zugleich massenhaft Fallschirme hinunterkamen. Da viele Flaksplitter niedergingen, krochen wir unter den Wagen. Die Pferde waren kaum noch zu bändigen. Über das Fabriksgelände ging ein Bombenhagel nieder, angefangen im Ruster Feld Lichtwinkel. Die großen Ölbunker bekamen Volltreffer ab, wobei eine Stichflamme empor schoss, die meines Erachtens mindestens 300 m hoch war. Alles in schwarzen Rauch verhüllt, was bis in den nächsten Tag anhielt.

Auch Pfarrer Franz Bruner erinnert in der Pfarrchronik an den ersten Luftangriff und an die Treffer in der Raffinerie Moosbierbaum:

Beim ersten Luftangriff am 26. Juni kamen die Flugzeuge im Tiefflug (250 – 400 Meter Höhe) über die Fabrik und trafen mit ihren Bomben gut, so dass gleich 7 von den vorhandenen 11 Benzintanks ausbrannten. Sie brannten 36 bis 48 Stunden mit einer Rauchsäule, die in St. Pölten und noch weiter entfernt zu sehen war.

Josef Zachhalmel, Jahrgang 1936 und damals noch nicht einmal 8 Jahre, hat später seine Erinnerungen ebenfalls niedergeschrieben.

Im Juni 1944 war der erste Bombenangriff. Bomber brummten schaurig über unser Dorf. Plötzlich ein fürchterlicher Bombendonner – und die Flak schoss aus allen Rohren. Hinter unserem Haus im Bachdamm war ein Bunker gegraben worden, der uns vor Bombensplittern schützen sollte. Mein kleiner Bruder Otto war schon dort. Meine Mutter, die kleine Schwester Rosina, die Polin Lina – sie kam mit 17 Jahren in unser Land – und ich trauten uns nicht mehr aus dem Haus. Wir gingen in den kleinen Hauskeller und haben vor Angst geweint.

Als der Donner vorbei war, lief als erste die Polin Lina in den Bunker zu Otto, den sie sehr, sehr mochte. Dieser sagte zu ihr seelenruhig: „Lina, schießen tun´s.“ Als der Spuk vorbei war, waren die Dächer mit Öl bespritzt. Ein Flugzeug wurde offenbar getroffen und verlor Öl. Später sahen wir, dass viele Felder nahe der Fabrik voller Bombentrichter waren, besonders das Feld Neugraben.

Pfarrer Bruner schreibt weiter in der Pfarrchronik:

Bei diesem Luftangriff hatten wir in Rust noch nichts zu leiden, außer dass ein Teil der Felder und Wiesen im Lichtwinkel verwüstet war. Wir hofften, auch weiterhin so günstig da raus zu kommen und glaubten uns bei Luftangriffen in unseren Hauskellern genügend sicher.

Im Pfarrhofkeller waren bei Fliegeralarm zwischen 40 und 60 Personen, teils aus Rust, teils aus der Fabrik. Beim ersten Angriff auf die Fabrik waren durch die Flak, die in Michelhausen, Moosbierbaum, Trasdorf, Hütteldorf und Asparn und über der Donau stationiert war, einige viermotorige Bombenflugzeuge abgeschossen worden. Vielleicht aus diesem Grunde machten die Amerikaner die weiteren Bombenangriffe auf die Fabrik Moosbierbaum und Umgebung aus einer Höhe von 5.000 bis 8.000 Metern. Das war vielleicht Mitursache, dass bei den weiteren Angriffen auf die Fabrik oft auch Rust getroffen wurde. Zum Teil waren es aber auch direkte Angriffe auf Rust wegen der vielen Material- und Maschineneinlagerungen aus der Fabrik nach Rust. Das war ja dem Feinde alles bekannt.

Montag, 28. August 1944

In der Schulchronik von Rust steht dazu geschrieben:

Gleich der erste Schultag brachte uns den zweiten Fliegerangriff auf Moosbierbaum und Pischelsdorf. Zwei Bomben fielen in Rust auf dem gedeckten Splittergraben im Garten des Hauses Franz Wegl, Nr. 47. Es fanden sich 12 Personen darin, sämtliche waren verschüttet, 5 davon waren tot.

Auch Bürgermeister Ferdinand Rabacher schrieb dazu seine Erinnerungen nieder:

Der nächste Angriff war im August, wo auch in Rust einige Bomben fielen. So, zwei im Rabacher-Garten und zwei ins Wegl Haus Nr. 47, wo leider auch fünf Personen, die in einem Erdbunker Schutz gesucht hatten, getötet wurden. Im Bunker waren 12 Personen und interessanter Weise war jeder Zweite, wie sie im Erdloch gesessen sind, durch den Luftdruck umgekommen.

In der Pfarr-Chronik ist zu diesem tragischen Tag vermerkt:

Am 28. August 1944 fielen auf Rust, anscheinend durch Notabwurf eines angeschossenen Flugzeugs, drei Bomben: eine ziemlich unschädlich in den Garten des Josef Rabacher, Nr. 29; zwei aber trafen das Haus des Franz Wegl, Nr. 47. Davon riss eine den Stadl weg, die zweite fiel in den Obstgarten und verschüttete den Luftschutzbunker, in dem 12 Personen Schutz gesucht hatten. ... Von diesen Personen waren trotz fieberhaften Rettungsarbeiten durch die Nachbarn aber der Hausbesitzer Franz Wegl, seine Tochter Wilhelmine, der Neffe Anton Holzapfel, das Nachbarskind von Nr. 27, Sumetzberger Mizzi und deren Schwester Sumetzberger Anna erstickt. Einem Zeitzeugen zu Folge wurden die Bergungsarbeiten durch den fanatischen Ortsbauernführer behindert, sodass die Verschütteten den Erstickungstod erlitten.

Eine der Verschütteten war Margarethe Pumpler, geborene Wegl. Die einzige noch lebende Zeitzeugin erinnert sich:

Der Splittergraben war mit Holzstreben überspannt und mit Erde bedeckt. An beiden Ausgängen hingen dicke Decken. Ich saß am Schoß meines Vaters.

Plötzlich spürten wir einen gewaltigen Luftzug, dann war es finster. Der Erdhügel war eingestürzt und begrub uns.

Was weiter geschah, weiß ich nur aus Erzählungen:

Nachbarn und belgische Arbeiter gruben nach den Verschütteten. Ich wurde als Erste ausgegraben und dabei mit dem Spaten im Gesicht schwer verletzt. Weil ich aus beiden Ohren blutete, ahnte man, dass ich einen Schädelbruch hatte. Man trug mich in das Zimmer unseres Nachbarn, des Gastwirtes Alfred Bogner, da unser Haus zerstört war. Man musste sich um einen Transport ins Krankenhaus bemühen.

Nach den restlichen Personen wurde nur noch mit Händen gegraben. Mein Vater Franz Wegl, meine Schwester Wilhelmine Wegl (5.Schuljahr), sowie Anton Holzapfel, Anna Sumetzberger und deren jüngere Schwester konnten nur noch tot geborgen werden. Inzwischen war Herr Erich Langer, der Müller aus Atzenbrugg, eingetroffen. Er war in der Gegend der einzige Autobesitzer. Mit ihm kam Frau Maria Haferl mit. Sie hielt mich bis zum Krankenhaus in Tulln im Arm und redete immerzu auf mich ein, damit ich nicht ins Koma falle.“

Am 2. und 3. November folgten zwei weitere kleinere Angriffe.

Bürgermeister Rabacher erinnerte sich folgendermaßen daran:

Es gab einige Male Nachalarm, wobei die ausländischen Zwangsarbeiter, die es in der Fabrik zu Tausenden gab, bei Alarm einfach nicht zu halten waren und ein Großteil in die Ortschaft kam, um Unterschlupf zu finden.

Unser Hauskeller füllte sich immer mit Fremden. Und da diese Leute auch furchtbaren Hunger hatten, habe ich oftmals einen Laib Brot geopfert und dazu Äpfel. Es waren meist Griechen, und diese Leute haben immer sehr gedankt für die Wohltat, die man ihnen erwiesen hatte.

Auch Anton Scharrer, Jahrgang 1935, erinnert sich in seinen Aufzeichnungen an einen nächtlichen Fliegeralarm

Bei einem Nachtangriff waren wir einmal in einem Bunker am Perschling-Damm. Meine Mutter hat meine zwei jüngeren Geschwister und mich nachts aus den Betten geholt. Im Halbschlaf liefen wir in einen dieser Bunker, in dem schon viele Leute waren. Es war dichter künstlicher Nebel, der einen bissigen

Geruch hatte. Es brannten einem die Augen. Der künstliche Nebel sollte die Ziele der Flugzeuge unsichtbar machen. So standen in Abständen von zirka 160 – 200 Metern Eisenfässer mit Nebelsäure, dazu eine Pressluftflasche mit einem Zerstäuber. Der Nebel reichte in etwa 10 – 15 Meter in die Höhe, so dass höhere Gebäude aus dem Nebel ragten.

Auch Josef Zachhalmel erinnert sich, wie sich die Fliegeralarme zugetragen haben:

Die Nebelfässer standen auf den Feldern neben den Straßen und Wegen. Die beiden Soldaten Jokil und Depadin hatten die Aufgabe, bei Fliegeralarm die Nebelfässer zu aktivieren.

In jedem Haus stand damals ein billiger Volksempfänger, den Hitler produzieren ließ, damit die Menschen seine Propagandareden hören konnten. Doch der Volksempfänger bekam bald eine andere Aufgabe. Es wurde die Sendung unterbrochen. Der Kuckuck schrie. Eine Stimme meldete sich: „Achtung, Achtung! Feindliche Flugzeuge im Anflug über Kärnten, Steiermark.“

Die Sirenen heulten in den Dörfern. Eiligst wurden die Pferde vor den Wagen gespannt, und wir fuhren so schnell wie möglich nach Weinzierl. Die Pferde wurden im Schuppen im Bauernhaus Heidegger eingestellt. Wir fanden Zuflucht im tiefen Keller der Familie Rabacher Josef aus Rust. Dort fühlte ich mich sicher. Zuhause hatte ich Todesängste. Viele Menschen aus den umliegenden Orten, vor allem aus Rust, suchten Schutz in den tiefen Weinkellern in Weinzierl. Jene Ruster, denen es nicht mehr möglich war, dorthin zu kommen, standen zu Hause in ihren Hauskellern Tausend Ängste aus.

Anton Scharrer berichtet ebenfalls von den Fahrten nach Weinzierl

In Moosbierbaum heulten die Sirenen zum Voralarm. Die Ruster hatten ihre Pferdewagen bei Voralarm schon bereit und fuhren Richtung Weinzierl. Da ja alle fast gleichzeitig außer Haus fuhren, bildete sich außerhalb des Dorfes eine Kolonne von Pferdewagen. Die meisten Wagen hatten Holzräder mit Eisenreifen. Wenn die Pferde auf der Schotterstraße im Trab liefen, hatte es natürlich fest gerumpelt. ... Ich fuhr mit meiner Mutter und den zwei jüngeren

Geschwistern mit Herrn Holzinger mit und wir waren auch bei Holzinger im Keller.

Einmal – die Pferdekolonie fuhr schon außerhalb von Rust Richtung Atzenbrugg – kamen plötzlich aus Richtung Mitterndorf 11 Doppelrumpf-Flugzeuge im Tiefflug und schossen mit ihren Bordkanonen und Maschinengewehren. Es ratterte und krachte fürchterlich. Alle verließen die Wagen, liefen zur alten Perschling und suchten Schutz im Bachbett hinter den Bäumen und Sträuchern. Es war alles schnell vorbei. Wir alle glaubten, das Ziel der Flugzeuge seien die Pferdewagen, zum Glück war es nicht so. Die Tiefflieger hatten ein kleines deutsches Flugzeug bei Moosbierbaum beschossen und hatten die Wagen-Kolonie gar nicht gesehen.

Montag, 6. November 1944

Pfarrer Bruner schreibt in der Pfarrchronik:

Das Unglück und das Wunder von Rust zugleich.

Am 6. November ging über Rust das Grausen nieder. In mehreren Wellen erfolgten die Bombenangriffe auf den Ort. Zunächst wurden die Häuser Felber (Nr. 25), Scharrer-Schmiede (Nr. 26), Sumetzberger (Nr. 27), Wieder (Nr. 24), Schwarz (Nr. 74) getroffen, teils total vernichtet, andere zum Teil. Eine andere Welle brachte die gleiche Verwüstung über den „Anger“, wo es besonders die Häuser Wegl Anna (Nr. 82) und Schrefl (Nr. 84) traf.

In der Schulchronik liest man dazu:

Kein Ruster, der an diesem Tag zu Hause war, wird ihn je vergessen können. Kaum wurde im Werk Fliegeralarm ausgelöst (die Ortssirene funktionierte nicht immer), überflogen schon zwei Verbände unsere Gemeinde. Zwei Bomben fielen im Ortsgebiet. Während beherzte Bewohner die Familie Schrefl, die in ihrem Hauskeller verschüttet war, bargen, griffen zwei weitere Pulks, aus Mitterndorf kommend, den künstlich vernebelten Ort an. Im oberen Ortsteil bis zur Kirche wurden zu beiden Seiten der Ortsstraße 54 Bombentrichter gezählt.

...

Oberhalb der Johanneskapelle im Damm des Perschling-Hochwassergrabens waren zwei Splitterschutzgräben, etwa 3 Meter lang, 1,5 Meter breit und 2

Meter tief angelegt. Sie waren mit Eisenbahnschwellen abgedeckt und darüber mit Erdreich beschüttet. Im Linken gegenüber der Johanneskapelle hatten 13 Personen Schutz gesucht. Es waren 3 russische Frauen mit ihren Kindern aus Mekojava in Russland, dann eine Russin mit 3 Kindern und 2 Griechen. Zu ihnen gesellte sich ein Mann namens Hagl.

Im zweiten Splittergraben, etwas halbrechts von der Kapelle, befanden sich vier Ruster. Karl Felber sen. und jun., Felber Rudolf und Fohringer. Zu ihnen kam dann Hagl aus dem benachbarten Stollen, weil er Feuer für seine Zigarette wollte. Man bat ihn zu bleiben, was er auch tat. Damit rettete er sein Leben. Denn in die 1725 errichtete Johanneskapelle am westlichen Ortsrand gegenüber dem Haus Nr. 109 schlug eine Fliegerbombe ein und zerstörte sie vollkommen. Der Splittergraben mit den besetzten Ausländern wurde vom Luftdruck der eingeschlagenen Bombe eingedrückt, die Insassen verschüttet und getötet.

Die 5 Ruster aber, etwas rechts abgelegen, entgingen dem Explosionsdruck und kamen mit dem Schrecken davon.

Bgm. Ferdinand Rabacher schildert diesen schrecklichen 6. November wie folgt:

Schon zeitig am Vormittag hieß es im Radio: „Einflug feindlicher Verbände in Kärnten und Steiermark.“

In Rust blieb alles in den Häusern und zum Schrecken aller wurden viele Bomben abgeworfen. Ein Bombenteppich angeführt vom Haus Laderer bis zur Kirche. Der darauffolgende von West nach Ost, wo wieder viele Häuser getroffen wurden.

Wir waren im Hauskeller und als die Bomben fielen, hat das ganze Haus wie bei einem Erdbeben vibriert; es wurde ganz dunkel, da die Erde und Staubmassen die Sonne verfinsterten. Als das furchtbare Donnerwetter vorbei war, ging ich mit Paul, das war der Zivilrusse, der bei mir war, beim Tor hinaus in Richtung Nachbar Rödl. Ich konnte gleich feststellen, dass bei Mayer und Schrefl auch Bomben gefallen waren.

Paul und ich liefen dorthin und sahen was geschehen war. Vom Schrefl-Haus war die Gassenmauer auf dem Gehsteig. Von der Einfahrt links war alles in

Schutt. Als ich das betrachtete, kam von gegenüber Herr Steindl Anton heraus. Händeringend sagte er mir, dass zum Zeitpunkt als die Bomben fielen, die zwei Bäckerlehrlinge Trestl Franz und Leidolf Walter vor den Fenstern standen und beide nun verschwunden sind. Herr Steindl zeigte mir noch, wo sie gestanden waren. Da bemerkte ich einen Schuh hinter dem herausgestürzten Fensterstock und dem Ziegelschutt. Wir nahmen den Fensterstock weg und es kam der Körper von Walter Leidolf auf dem Bauch liegend zum Vorschein. Wir stellten den Bewusstlosen auf und er gab daraufhin ein Lebenszeichen von sich. Von seinem Kollegen hat man am nächsten Tag, ziemlich weit weg, den toten Körper gefunden.

Walter Leidolf wurde in ein Haus getragen, soviel ich mich noch erinnern kann, zu Hagl. Herr Steindl berichtete mir aber noch, dass im Mayer-Keller 12 Personen waren. Scheinbar alle verschüttet. Als wir die Situation beim Keller ansahen, hörte man ganz gedämpft durch den Schutt ein Schreien. Von einer Stelle aus, wo man das Jammern am besten gehört hatte, versuchte ich mit lauter Stimme mit den Eingeschlossenen Kontakt aufzunehmen, was auch gelang. Ich schrie laut, sie sollen, wenn sie vielleicht einen Stock oder sonstiges hatten, beim Kellerfenster durchstoßen, damit man wusste, wo man anpacken sollte. Tatsächlich gelang das. Bald war das Kellerfenster freigelegt. Da eine hochschwängere Frau (Maria Schrefl) dabei war, hat man ihr den Vorrang zum Herausklettern gegeben. Ich reichte ihr die Hand. Aber infolge des großen Bauches gelang es leider nicht gleich, die hochschwängere Frau herauszubringen. Zugleich hörte man schon wieder ein Motorengebrumm, ein neuer Verband war im Anflug. Ich riet den Eingeschlossenen, noch Geduld zu haben, da sie ja in ihrer verzweifelten Lage trotzdem sicherer waren, als wir hier außen. Wir suchten schnell einen Unterstand, von wo aus ich bemerkte, dass es im Oberort Feuer gab. Die Eingeschlossenen wurden alle wohlbehalten herausgeholt. Es konnte wirklich von einem großen Glück gesprochen werden, dass die Kellerdecke auf der einen Hofseite oben blieb.

So schnell ich konnte, lief ich in den Oberort und sah, dass es von der Kirche angefangen hinauf furchtbar aussah. Die Straße war voll mit Erde, Stroh, Holz, verbogenen Traversen, Teile von Tieren bedeckt – einfach schrecklich anzuschauen. Der Brand war bei Eichinger Karl ausgebrochen. Kein Haus im

Oberort blieb unbeschädigt. Es war ein schwarzer Tag für Rust, der 6. November 1944.

Beschädigt wurde auch die Kirche, sodass von dieser Zeit an kein Gottesdienst mehr abgehalten werden konnte. Von dieser Zeit an mussten die Messen im Pfarrhof abgehalten werden. Und ab dieser Katastrophe wurden die Ortsbewohner vorsichtiger. Bei jedem Fliegeralarm suchte man in guten Kellern in der Umgebung Schutz, so in Weinzierl und Atzelsdorf. Zu erwähnen wäre noch, dass es am 6. November, trotz der vielen Bomben, die über Rust abgeworfen wurden, von den Ortsbewohnern außer dem jungen Trestl, keinen Toten gab. Unglücklicherweise erwischte es eine Gruppe Ausländer, welche sich in der Nähe der Perschlingbrücke in einem Erdbunker verkrochen hatten. Sie waren alle tot. Interessanterweise war nebenan ein Bunker, wo Ruster Unterschlupf gesucht hatten, und dieselben kamen mit Schrecken davon.

Den tragischen Tod des Bäckergehilfen Franz Trestl hat auch Pfarrer Bruner in der Pfarrchronik vermerkt:

Im Hause Schrefl hatte sich zur Zeit des Angriffes auch der hiesige Bäckergehilfe Franz Trestl aufgehalten. Als der Angriff näherkam, eilten die Hausleute in den Hauskeller. Franz Trestl sagte noch zu ihnen: „Jetzt ist es Zeit, dass ich fahre.“ Er sprang beim Fenster hinaus und nahm das Rad, das er an die Hausmauer gelehnt hatte, um wegzufahren. Er kam aber keine 10 Meter weit, da traf ihn schon eine Bombe. Ca 150 Schritte entfernt, hinter einem hohen Stadel – über diesen hatte ihn der Luftdruck drüber geschleudert – fand man seinen toten Körper, ohne Kopf. Dieser ist bis heute, da ich dies schreibe (1948) noch nicht gefunden worden.

Dann aber kam erst das Grausen. Über den ganzen Oberort ging ein sogenannter Bombenteppich nieder, wie er auf einem Übungsflugplatz nicht genauer gemacht hätte werden können. Vom Haus Nr. 1 (Laderer) bis zur Kirche und Haus Nr. 19 (Gfatter) wurde jedes Haus getroffen, entweder zerstört oder schwer beschädigt. ...

Eine Bombe der letzten Reihe dieses Angriffes fiel vor dem Kirchenportal, riss die Friedhofsmauer auf 25 Meter nieder, riss die Vorhalle des Kircheneinganges

weg und zerrüttete die Kirchenmauern bis zum Speisegitter vor. Das Gewölbefeld über dem Sängerchor war zum Einstürzen, der Chor-Aufgang überhaupt eingestürzt.

Aber nun das Wunder bei all diesem Unglück:

Ich als Pfarrer von Rust, erkläre, dass das, was Rust am 6. November 1944 bei diesem Unglück erlebte, ans Wunderbare grenzt oder eben ein Wunder ist, jedenfalls ein ganz sichtbares Eingreifen Gottes.

Denn: In jedem Hause des ganzen Oberortes waren während des Bombenangriffes Leute zu Hause, entweder in den Hauskellern oder in den Gärten in den Luftschutzbunkern und Erdlöchern. Häuser und Keller wurden zerstört. Bomben fielen knapp neben oder rund um die Luftschutzbunker und Splittergräben, in denen die Menschen waren. Und mit Ausnahme eines Zivil-Russen im Haus Nr. 17 (Familie Pumpler), der erst 8 Tage später aus den Trümmern ausgegraben werden konnte, wurde von Nr. 1 bis zur Kirche KEINEM Menschen ein Haar gekrümmt. Nach menschlicher Wahrscheinlichkeitsberechnung hätten wir bei diesen Zerstörungen fünfzig oder noch mehr Tote haben müssen oder können.

Es war dies ein offensichtlicher Schutz der Gottesmutter, zu der während des Krachens und Berstens der Bomben die Menschen in den Kellern beteten, wahrscheinlich um Hilfe „schrien“.

Durch die Erschütterung des Turmes war die Kirchenglocke um fünf Minuten nach Zwölf Uhr stehen geblieben.

Bis zum 6. November 1944 hatten die meisten Ruster die Flieger-Angriffe für sich selber nicht so tragisch genommen. Wir meinten, die Fliegerangriffe richteten sich besonders gegen die kriegswichtigen Objekte, zum Beispiel die Fabrik Moosbierbaum. Uns so nebenbei wäre es halt nicht zu vermeiden, dass durch Fehlwürfe auch friedliche Bauernorte zu leiden hätten.

Auch wähten wir uns in den Erdbunkern und Hauskellern sicher. Im Pfarrhof war der Keller zum öffentlichen Luftschutzkeller erklärt worden (von der Partei), und musste bei Luftalarm von allen Seiten ob Tag oder Nacht, allgemein

zugänglich sein. Durch starke Pölzungen hatten wir versucht, den Keller vor Einsturz zu sichern, und so fühlten sich die Leute hier auch sicher.

Aber am 6. November 1944 belehrte uns der Ablauf eines anderen und von diesem Tag an hatten die wenigsten mehr den Mut, bei Fliegeralarm in Rust zu bleiben, sondern von diesem Tage an verließen fast alle Ruster bei den täglichen Luftalarmen fluchtartig den Ort und eilten oder fuhren auf Rädern oder mit ständig bereitgestellten Wagen oder Traktoren nach Weinzierl in die Weinkeller oder auch zum Teil in die Keller nach Atzelsdorf.

Über diese Zeit der ständigen Fliegeralarme schreibt Altbürgermeister Ferdinand Rabacher:

Die Zeit wurde immer unerträglicher; die gesamte Arbeit wurde nur sehr notdürftig durchgeführt, da man den fremdländischen Arbeitskräften nichts mehr schaffen konnte, da sie immer sprungbereit waren zur Flucht in den Keller. Merkwürdigerweise haben diese Ausländer genau gewusst, wann es gefährlich wurde.

Unsere Ukrainerin, sie hieß Domka, sagte immer schon in der Früh: „Du, Herr, heute muss man gehen Keller, heute viel Bum-Bum.“

An anderen Tagen dagegen sagte sie: „Naa, heute nie bum.“

Es gab irgendwo einen Geheimsender, von wo aus die Gefangenen informiert wurden. Ich hatte mit meiner Familie vereinbart, dass meine Frau mit den Kindern nach Atzelsdorf fuhr und ich mit den Arbeitern nach Weinzierl.

Und in der Schulchronik ist zu lesen:

Von nun an war die Bevölkerung bei jedem Alarm furchtbar verängstigt. Die Eltern holten häufig ihre Kinder aus der Schule und fuhren teils nach Weinzierl, teils nach Atzelsdorf in die Keller, um Schutz zu suchen. Jedes Klopfen an der Klassentür bedeutete für die Kinder Alarm. Der Unterricht litt stark darunter.

Der nächste Eintrag in der Schulchronik betraf den 11. Dezember, schicksalshafterweise wieder ein Montag.

Klar und mild strahlte die Sonne am 11. Dezember 1944 vom wolkenlosen Himmel. Noch lag kein Schnee. Es war 10.00 Uhr. Die Mütter holten die ersten Kinder aus der Schule. Mehrere Aufklärer umkreisten das Werk Moosbierbaum. Große Aufregung im Ort. Um 11.00 Uhr war der Unterricht beendet und die Kinder eilten nach Hause.

In Ferdinand Rabachers Erinnerungen liest man:

Am 11. Dezember war es wieder einmal so weit, dass die Gefangenen sagten: „Heute muss man Keller fahren.“ Es wurden wie immer zwei Pferde an einen Wagen gespannt und im Trab ging es bis Weinzierl. Michl Onkel und Pepi Tante hatten aber genug mit dem ewigen Kellerfahren und blieben zu Hause. Das Problem war, wenn man sich mit dem Wegfahren zu lange Zeit gelassen hat, dass die Vernebelung einsetzte und man durch die dichte Nebelschwade kaum durchkam. Ich habe mir an diesem 11. Dezember zu viel Zeit gelassen mit der Fahrt in den Keller, da es zu Hause viel Arbeit gab. Und da die Vernebelung schon ziemlich intensiv war, kam ich mit meinem Wagen nach Weinzierl nicht mehr durch. Ich fuhr daher diesmal mit dem Fahrrad zu meiner nach Atzelsdorf geflüchteten Frau.

In der Schulchronik heißt es weiter:

Es war kaum 11.15. Uhr gewesen, als plötzlich die Sirenen zu heulen begannen. Der größte Teil der Bevölkerung eilte zu Fuß, per Rad oder mit Wagen und Traktor fort. Nur kurze Zeit verging und es wurde Voll-Alarm gegeben. Schon zogen die künstlichen Nebelschwaden durch die Ortschaft und über die Felder. Im Radio hieß es „Anflug auf Objekt III“. Das Dröhnen der Bomber war vom Süden her zu hören. Die Flak-Batterien von Michelhausen feuerten die ersten Lagen. Ich war damals in den Luftschutzkeller der Pixendorfer Schule geflüchtet.

Lauter dröhnte der Lärm der viermotorigen Bomber. Die ersten Bomben fielen. Die Flak schoss unaufhörlich. Die Detonationen wurden immer lauter. Der Boden zitterte. Das Rauschen und Sausen der herabfallenden Bomben dauerte etwa von 12.00 bis 13.00 Uhr. Als der Lärm verebbte, fuhr ich trotz der

Nebelschwaden und der explodierenden Zeitzünd-Bomben nach Rust. Ich kam durch Michelhausen, die Schule dort hatte einen Volltreffer abbekommen.

Rust lag noch im Nebelmeer. Als ich in die Nähe unserer Schule kam, lag der Globus auf der Straße. Meine Arbeitsmäntel hingen auf dem Baum und die Bretter der Bänke lagen vor mir. Vom Schulhaus war nichts mehr zu sehen als ein Bild grauenhafter Zerstörung. Eine Bombe hat das Vorhaus des Schulgebäudes getroffen und sämtliche Mauern waren zersprengt, die Einrichtungsgegenstände gänzlich zertrümmert. Der Lehrmittel-Kasten lag im Schutt begraben.

Josef Zachhalmel war nach Weinzierl geflüchtet.

Seine Erinnerungen an den 11. Dezember lesen sich so:

Wir warteten in Weinzierl vergebens auf Entwarnung. Einige Flugzeuge flogen noch durch die Luft. Da kamen zwei Männer, Herr Strohmayer und Herr Wegl, zu Fuß von Rust nach Weinzierl. Sie waren gezeichnet vom Erlebten. Alle wollten wissen, was passiert sei. Sie sagten nur: „Alles ist hin!“

In Rust angekommen, sahen wir das ganze Übel. Auf der Kreuzung nach der Brücke musste erst die Erde von den Bombentrichtern planiert werden, damit wir ins Dorf fahren konnten. Die beiden Männer, die nach Weinzierl gekommen waren, waren während des Angriffs bei Wegl im Keller gewesen. Den Stadl daneben traf eine Bombe. Die Tiere waren alle tot. Die Schule war ein Schutthaufen. Die Schüler konnten kurz vorher das Haus verlassen.

Und vom Schutzkeller in Atzelsdorf machte sich Ferdinand Rabacher auf den Weg zurück nach Rust:

Nach Mittag war der Spuk vorüber und ich radelte auch gleich nach Hause. Nach und nach gingen die Zeitzünd hoch, einmal links und einmal rechts von der Straße. Welch Anblick bot sich mir, als ich Rust unfallfrei erreicht hatte: Die Schule weggeputzt, ein riesen Trichter vorm Aichinger-Haus, die Straße unterbrochen. Und als ich dann um die Ecke kam, sah ich erst, dass unser Haus schwer getroffen worden war. Da die Scheune und der Wagenschuppen weg waren, sah man bis zur Haustüre und Einfahrt.

Drei schwere Treffer gab es, wie ich festgestellt hatte. Eine Bombe in die Düngerstätte und eine in die Scheune und eine dritte außerhalb der Scheune neben unserem Nachbarn Wiedenhofer.

Der Stall blieb, außer dem Stalldach, unversehrt – der Misthaufen, der schon ziemlich hoch war, und die volle Jauchegrube hatten den Druck abgebremst. Auch der Einfallswinkel war günstig, sodass dem Vieh im Stall nichts passiert war. Mist, Dreck und Betonklötze lagen bis in die halbe Einfahrt hinein. Die Jauche war verspritzt bis in die Nachbarhäuser. Im Milchcasino ist am nächsten Tag noch Jauche vom Plafond heruntergetropft. Betonklötze von der Jauchegrube, der Düngerstätte und vom Silo lagen in der Pflanzensteig. Ganz schwere Brocken durchschlugen den Dachstuhl über der Einfahrt. Ein Betonklotz prallte dabei auf dem gelagerten Klee ab und durchschlug die Bodenstiege.

Auch in der Schulchronik wurde die Zerstörung geschildert:

Explodierende Zeitzünder-Bomben versperrten den zurückeilenden Bewohnern, die in den Kellern von Weinzierl Zuflucht gesucht hatten, den Weg nach Rust. Ein trostloses Bild war der Anblick des getöteten Viehs. Flak-Helfer der Batterie Michelhausen, die nach dem Angriff zu Aufräumarbeiten eingesetzt wurden, fanden eine unverletzte Kuh am Dachboden (!) eines Wohntraktes. Wie sie dorthin gekommen war, konnte sich niemand erklären. Bis in die Nachtstunden wurden, von den Soldaten der Flakstellung, die Kadaver aus dem Schutt- und Trümmerhaufen geborgen und beseitigt. Die Straße war ein einziger Morast.

Und in der Pfarrchronik notiert Pfarrer Bruner über diesen schwarzen Tag:

Dieser Angriff wütete besonders um die Kirche herum bei Haus Nr. 57 (Wiedenhofer) und Haus Nr. 56 (Aichinger Johann). Die Schule ist total zerstört – und auch die Kirche.

Wegen der ständig ringsum explodierenden Zeitzündler wagten sich nach dem Angriff nur wenige nach Rust, die meisten blieben in Weinzierl und in den umliegenden Orten.

Die wenigen Mutigen brachten in den ersten Nachmittagsstunden die Nachricht, dass der Friedhof schwer verwüstet sei durch die Bombenabwürfe und Einschläge knapp um die Kirche. Eine Bombe hatte das Gerätehaus der Kirche und die Sakristei weggerissen und den Turm von oben bis unten an zwei Seiten aufgeschlitzt.

Aber um 14.30 Uhr kam das Schwerste für die Kirche und damit für die Pfarre. Geradewegs unter die Mauer des Presbyteriums hatte sich eine Zeitzündler-Bombe eingegraben. Einige Neugierige besahen noch dieses Loch, da entfernte der Gendarm die Leute von der gefährlichen Stelle.

Zwei, drei Minuten später schon explodierte dieser Zeitzündler und riss das ganze Presbyterium in die Luft. Zugleich wurde auch das Langschiff allerschwerst beschädigt. Es stürzte auch das Gewölbe bis zur Kanzel und weiter zurück ein und zerstörte die ganze Kircheneinrichtung unterhalb.

So schwer es fiel, es auszusprechen – aber es war bittere Gewissheit:

Wir haben keine Kirche mehr!

Das war nun das Schwerste für uns. Beim Luftangriff am 6. November hatte eine Bombe den Vorbau zum Haupteingang weggerissen. Und am 11. Dezember Vormittag, vor dem zerstörerischen Angriff, hatte der Pfarrer schon in der Kirche gearbeitet, um die im November zerstörten Fenster wieder zu verglasen. Den rückwärtigen Teil der Kirche, den Sängerkor, hätten wir mit einer Holzwand abgetrennt und hofften, schon zu Weihnachten wieder in die Kirche einzuziehen.

Doch Gottes Wille war anders. Wollte der Heiland auch jetzt wieder uns gleich werden? Wollte er sagen: Wenn die Menschen rund um die Kirche ihr Heim verlieren, kein Dach über dem Kopf haben, dann will auch ich auf mein Haus – die Kirche – verzichten?

Wie es nach diesem Schreckenstag weiterging, schildert die Schulchronik:

Alarme gab es fast jeden Tag. Der 31. Jänner 1945 brachte wieder einen großen Angriff. Holzschuppen und Abortanlagen der Schule werden zerstört, ebenso wie die Waschküche, in der die alten Kataloge und ein Teil der Lehrmittel untergebracht waren. Das Gasthaus Figl – neben der Kirche – wurde von einer Luftmine in einen Trümmerhaufen verwandelt.

4 weitere Häuser erlitten einen Volltreffer: Haus Nr. 37 (Figl Josef, das Elternhaus des späteren Bundeskanzlers), Haus Nr. 42 (Figl Anton), Nr. 45 (Hagl Anton) und Nr. 73 (Rödl Franz).

Bei dem am nächsten Tag erfolgten Angriff des 1. Februars wurde das Haus Nr. 31 (Zachhalmel Anton) getroffen, und es gab zahlreiche Flurschäden.

Am 7. Februar 1945 traf es die Häuser Nr. 27 (Sumetzberger Anton) und Nr. 46 (Herzog Franz). Auf der Straße riss eine Kettenbombe ein 7 Meter tiefes Loch.

Am 1. März 1945 kam es zu massiven Flurschäden in Rust. Die Bahnstrecke Michelhausen – Moosbierbaum wurde getroffen.

Der letzte Luftangriff erfolgte am 16. März 1945.

In der Pfarrchronik fasst Pfarrer Bruner zusammen:

Auf Ruster Gemeindegebiet – samt Feldern – fielen gezählt 3.996 Bomben, davon 364 Bombentreffer im Ortsbereich Rust, alles übrige verwüstete Wiesen und Felder. ... Von 83 Häusern der Ortschaft wurden 8 total zerstört und die restlichen erlitten Teilschäden an den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden oder wurden durch Splitter oder Explosionswellen leichter beschädigt. ... Auch die Kirche erhielt mehrmals Treffer. Dabei war natürlich der Friedhof in eine Wüste verwandelt worden. Ein Viertel der Gräber wurde total zerstört, wenigstens 80% der Grabkreuze vernichtet oder beschädigt. ... Die alte Leichenkammer wurde ebenfalls vollständig zerstört.

Frühjahr 1945. Rust hatte die grausamen Luftangriffe überstanden. Aber Leid und Angst verschwanden noch lange nicht. Nach den Bomben kamen die Russen. Alt-Bürgermeister Rabacher beschreibt das wie folgt:

Was man nie für möglich gehalten hätte, dass auch NÖ einmal Frontgebiet werden würde, hat sich im Frühjahr 1945 erfüllt. Von Ungarn kommend wurde Wien erobert und südlich der Donau wurde, auch folgend unserer Gegend von den Russen besetzt. Vor St. Pölten, Herzogenburg, Hollenburg kam die Front zum Stehen. Es folgte bald die Kapitulation der Deutschen Armee. NÖ wurde hernach von den Russen vollständig besetzt.

Vor der Besetzung von Wien bemerkte man nachts schon immer riesigen Feuerschein aus Richtung Süden von Wien. Nun stand auch bei uns der Entschluss fest, dass wir während der Kämpfe in Weinzierl im Keller Zuflucht suchen werden. Als wir hörten, dass die Russen schon über den Riederberg sind, wurde zur Flucht hergerichtet. Der Gummiwagen wurde voll beladen mit Futter für die zwei Pferde, die uns in den Keller bringen mussten. Lebensmittel und warme Sachen zum Anziehen, da wir ja die künftigen Tage im Keller verbringen mussten.

Zwei Pferde mussten wir zu Hause ihrem Schicksal überlassen. Die russischen Arbeiter, die schon drei Jahre im Hause waren, blieben im Haus und erwarteten die russischen Soldaten. Es wurde ihnen erlaubt, mit Pferden und Wagen und was sie halt noch zusammenraufen konnten, in Richtung Russland zu fahren. Wie man aber später erfuhr, sind sie nicht weit gekommen. Es wurde ihnen alles abgenommen und sie wurden per Bahn nach Hause transportiert.

Unsere letzte Fahrt in den Keller nach Weinzierl verlief auch nicht ohne Ereignisse. Mit auf dem Wagen waren meine Frau und ich, die zwei Kinder Mizzi und Ferdi, sowie Tante und Onkel.

Bevor wir zur Perschlingbrücke kamen, hörte man eine Detonation und zwar war es schon ein Geschoss der Russen. Der Einschlag war in die Bachböschung und in den Perschlingbach gegangen. Knapp vor Atzenbrugg wurde wieder über uns hinweggeschossen. Wir waren glücklich, als wir in die Ortschaft kamen. Es war Vormittag. Die zwei Pferde habe ich in unserem Keller untergebracht und

den Wagen im Hofe von Bindermeister Kronawetter. Unsere Liegestatt hatten wir im Rabacher-Keller, da dieser Keller sicherer erschien. Nachmittags lief ich nochmals nach Rust, da sämtliches Vieh zu versorgen war.

In der darauffolgenden Nacht wurde Rust schon besetzt. Am Morgen des anderen Tages hörte man schon Panzer durch Weinzierl rollen. Schwer bewaffnete Soldaten kamen in die Keller und fragten nur, ob „Germanski-Soldaten“ da seien. Man hatte von dieser Kampftruppe einen guten Eindruck bekommen. Bald musste man aber feststellen, dass die nachfolgenden Truppen das Gegenteil waren. Schon in den Morgenstunden mussten alle aus dem Keller heraus und in einer Reihe antreten. Es wurden allen die Uhren abgenommen, die noch welche hatten. Bis zum Abend war Ruhe. In den Abendstunden wurden sämtliche arbeitsfähige Männer aus dem Keller geholt und mitgenommen zum Schanzen-Graben. Ich selbst hatte Glück und konnte entweichen.

Mit Bangen sah man der kommenden Nacht entgegen, da sich schon herumgesprochen hatte, dass Vergewaltigungen vorgekommen sind. Vor Mitternacht klopfte es an der Tür. Ich, als einziger junger Mann, ging mit brennender Kerze aufmachen. Es waren zwei Offiziere, die Frauen suchten. Einer hat mir gleich die Kerze ausgelöscht. Die jungen Frauen und Mädchen hatten sich schon hinter den Fässern versteckt, die älteren blieben ruhig liegen. Als die beiden Russen bemerkten, dass durchwegs alte Frauen dalagen, verzogen sie sich wieder.

Am folgenden Morgen wagte ich es, nach Rust zu gehen. Als ich zur Aumühle kam, musste ich bis Atzenbrugg an einer Kolonne vorbeigehen. Vor Atzenbrugg wurde ich angehalten und musste mit einem Soldaten zurückgehen bis zur Kolonnenspitze, wo ich von einem Offizier verhört wurde, bis ich ihm beigebracht hatte, dass ich nach Hause gehe, die Kühe zu füttern. Man ließ mich weiter gehen.

Mit gemischten Gefühlen ging ich in Richtung Rust. Im Orte stand Artillerie und feuerte in Richtung Trasdorfer Berg. Ich kam nun ohne weiteren Zwischenfall ins Dorf. Vor unseren Fenstern stand ein Geschütz. In der Einfahrt eine Feldküche.

Als ich eintrat, wurde ich sofort gestellt und gefragt: „Was ich machen?“ Da sämtliche Kühe nach Futter schrien, hatte ich nur zum Kuhstall gezeigt und meine Hand zum Mund geführt. Man hat mich machen lassen. ...

Ich wurde gefragt, ob ich der Hausherr sei. Als ich bejahte, klopfte er mir auf die Achsel und sagte: „Du karascho“ (gut). Das konnte ich nur darauf zurückführen, dass meine Zivilrussen, die bei uns waren, Gutes über mich gesprochen haben. Ich musste dann sogar in die Küche und mit ihnen mitessen. Ich bekam dabei gleich einen Einblick, wie sie in den Räumen hausten.

Ich kam wieder gut nach Weinzierl, wo mir gleich mitgeteilt wurde, was sich dort getan hatte. Die versteckten Pferde brachte ich eine Woche durch und hatte schon Hoffnung, dass sie uns erhalten blieben. Leider wurde das Versteck durch einen Polen verraten und die Pferde wurden herausgeholt. Erst nach 14 Tagen war es möglich, mit Frau und Kindern nach Hause zu gehen. Aber an ein ruhiges Dasein konnte man nicht denken. Bereits jede Nacht kamen Russen mit Pferden angefahren, die immer wieder versuchten, Frauen aufzustöbern und nebenbei wurde geplündert, was ihnen gefiel. Ein Ausziehen zum Schlafengehen gab es noch wochenlang nicht. Die Frauen mussten immer sprungbereit sein, um diesen Kerlen zu entweichen.

Aus unserer Wohnung war alles geplündert. Nur was in den Fluchtkeller mitgenommen worden war und was zu Hause vergraben wurde, blieb uns erhalten. Der Schweinebestand war bis auf die Zuchtsauen verschleppt. Von den Kühen blieben 50% erhalten.

Auch Josef Zachhalmel schrieb seine Erinnerungen nieder:

Dann sind Russische Truppen in unser Land einmarschiert. Bei Durchzug der Front flüchteten wir nach Baumgarten in das Elternhaus meiner Mutter. Sehr verängstigt verbrachten wir die Nacht und den Tag mit vielen Leuten im tiefen Kartoffelkeller. Die Russen zogen durch. Es waren aber keine Kriegshandlungen mehr. Die nächsten Tage verbrachten wir in dem kleinen Arbeiterhaus der Familie Brandl in einer Stube mit einem Dutzend Leuten. Wir blieben aus Angst alle beisammen.

Mitten in der Nacht kamen bewaffnete Russen in den Raum. Die Männer, auch mein Vater, mussten unter vorgehaltener Waffe mit ihnen gehen. Zwei Soldaten wollten über die Frauen herfallen. Da ich wusste, dass sie vor ihren vorgesetzten Offizieren Angst hatten, rannte ich schnell, nur im Hemd bekleidet, zum Fenster des Nachbarn. Ich trommelte fest ans Fenster und schrie: „Russen sind bei uns! Der Offizier soll kommen!“ Wieder zurück in der Stube schrie ich: „Der Offizier kommt!“ Einer der beiden Russen packte mich und warf mich auf das Bett. Dann nahm er Reißaus.

Einen Tag zuvor kam ein großer, starker, schmieriger Russe in unsere kleine Küche und bedrängte meine Mutter. Sie weinte. Und ich auch. Da kam, wie ein Schutzengel, ein junger, fescher Offizier und sah die Situation. Er rief den Russen zu sich und schlug ihm mit seiner Revolvertasche mehrmals ins Gesicht. Die Aktion war zu Ende, und wir waren erleichtert.

Nach einigen Tagen fuhren wir wieder nach Hause. Während wir in Baumgarten waren, hat zu Hause die „Eder-Mutter“ die Tiere betreut. Aber als wir in Rust ankamen, sahen wir mit Schrecken: Die Stallungen waren leer. Das Federvieh, das Borstenvieh – alles weg. Nur ein kleines Ferkel hatte sich unter dem Stroh versteckt. Der Pferdestall war leer. Auch die Pferde, mit denen wir aus Baumgarten zurückkamen, wurden später von den Russen mitgenommen. Nur im Kuhstall sind uns einige trüchtige Kühe geblieben.

Frühjahr 1945 – der Krieg war nun endgültig zu Ende. Die Sorgen der Menschen und des Ortes waren aber nach wie vor vorhanden. Josef Zachhalmel schreibt:

Die Felder waren voller Bombentrichter. Eine Kettenraupe war in Rust und sollte die Löcher auf den Feldern planieren. Der Fahrer der Raupe sollte ein Feld nach dem anderen räumen. Er war aus Wien und hatte auch Hunger. Vielleicht betrieben wir auch etwas Handel. Jedenfalls nahm er nicht ein Feld nach dem anderen, sondern planierte die Felder jener Bauern zuerst, von denen er die meisten Lebensmittel bekam. So wurde mit dem langsamen Fahrzeug wertvolle Zeit vergeudet, weil er kreuz und quer durch die Gemeinde fuhr. (...) Als das Fahrzeug fort war, waren unsere Felder noch immer voller Bombentrichter. Wiener, die immer noch Hunger hatten, halfen beim Planieren

der Trichter mit Schaufeln und Scheibtruhen. Sie konnten mit uns essen, Lebensmittel für ihre Familien mitnehmen und bekamen noch einen kleinen Lohn. Jedenfalls kam es teurer als mit dem Bagger.

Und Alt-Bürgermeister Rabacher schreibt in seinen Erinnerungen:

Es war das Frühjahr schon weit fortgeschritten und man musste an den Frühjahrsanbau denken. Saatgut war noch entsprechend vorhanden. Mangelware waren aber Zugtiere. Von fünf Pferden verblieb leider keines im Stall. Mit einem kranken Pferd, das die Russen während der Front eingestellt hatten, und einem Ochsen mussten wir uns durchschlagen.

Ähnliches liest man bei Josef Zachhalmel:

Bald darauf bekamen die Bauern wieder Pferde, damit der Frühjahrsanbau gemacht werden konnte. Kartoffel wurden gelegt, und Gerste und Hafer wurden gebaut.

Das kleine Ferkel, das die Russen übersehen hatten, war männlich und wurde gemästet. Als es groß war, wurde es geschlachtet. Das Fleisch daraus war in der Selchkammer am Hausboden. Zwei Russen kamen. Einer ging schnurstracks in die Selchkammer. Er hat das Fleisch aus dem Fenster geworfen, der andere hat es in das Auto geladen. Wir hatten zwar kein Fleisch. Aber wir hatten auch keinen Hunger. Wir lebten von Erdäpfeln, Brot, Milch, Butter und Topfen.

Die Wiener hatten Hunger. Als die Eisenbahn wieder fuhr, war sie voll besetzt. Die Menschen hingen an den Trittbrettern und lagen auf den Dächern der Waggons. Sie gingen zu den Bauern hamstern, um Lebensmittel für ihre hungernden Kinder zu bekommen. Wir mussten das Hoftor verriegeln. Wenn wir jeden bedient hätten, wäre an einem Tag der Keller leer gewesen, und wir hätten auch keine Kartoffeln als Saatgut für die nächste Ernte gehabt. Meine Mutter hat aber doch geholfen, so weit und gut sie konnte. Ein Wiener, Herr Koller, hat sogar bei uns gearbeitet und ist am Samstag voll bepackt mit Lebensmitteln nach Hause gefahren. Seine kleine Tochter Dagmar, so alt wie ich, nahm er auch mit zu uns. Hier konnten sie mit uns essen.

Zum sichtbaren Symbol des Wiederaufbaus in Rust wurde die Kirche – auch wenn am Anfang nur kleine Hoffnungsschimmer standen, wie Pfarrer Franz Bruner in der Pfarrchronik berichtet.

Die Versuche den schwer beschädigten Turm eventuell zu retten, schlugen fehl. Darum wurde die noch verbliebene kleine Glocke herabgenommen und neben der Kirchenruine ein provisorischer Glockenstuhl errichtet, so dass zu Allerheiligen 1945 wieder geläutet werden konnte – ein kleines Hoffnungszeichen. Sonst waren aber die Aussichten noch sehr, sehr düster.

Und Josef Zachhalmel weiß zu erzählen:

Nach dem Krieg hielt Pfarrer Bruner eine Versammlung im Gasthaus Bogner ab. Das größere andere Gasthaus war ja auch zerstört. Er fragte die Ruster: „Wollt ihr wieder eine neue Kirche in Rust? Oder wollt ihr nach Michelhausen?“ Die Ruster haben sich daraufhin entschlossen, eine neue Kirche zu bauen. „Dann müssen wir alle zusammenhelfen!“, war seine Antwort. Zuerst musste der Schutt weggeräumt werden. Dann begann der Neubau. Beginnend von Hausnummer 1 ging immer eine Gruppe Ruster zuerst Schutt wegräumen, dann ging es an den Neubau. Damals waren noch keine so großen Transportmittel und Baumaschinen im Einsatz wie heute. Das meiste wurde noch mit unserer Väter Hände Arbeit erledigt. Die Ruster arbeiteten fleißig und unentgeltlich am Bau der neuen Kirche, obwohl zu Hause auch genug Arbeit war. Als die Rechnungen kamen, vermeldete der Pfarrer nach einer Sonntagsmesse: "Die Rechnungen mit so und so vielen hunderttausend Schilling sind zu bezahlen. Das ist pro Hektar so und so viel Schilling.“ Die meisten Ruster haben brav bezahlt, obwohl sie auch nichts übrig hatten.

Ferdinand Rabacher beschrieb die Situation damals folgendermaßen:

Es dauerte lange Zeit, bis sich die Situation wieder halbwegs normalisierte. Der Wiederaufbau der Kirche, der zerstörten Häuser, der ganzen Ortschaft ging nur langsam vonstatten, da es an vielem mangelte.

Und das Schicksal wollte es, dass es ein Ruster war, der nicht nur dem Ort, sondern dem ganzen Land Hoffnung gab. Zu Weihnachten 1945 drückte er in nur 44 Worten aus, was die Herzen der Menschen bewegte. Er sprach in 4 Sätzen ihre Sorgen, Ängste und Nöte ganz direkt und unverblümt an. In dieser nur 22 Sekunden langen Rede gab er den Menschen Vertrauen und Zuversicht.

(Weihnachtsansprache von L. Figl wie per Audio in der Kirche eingespielt)

„Ich kann Euch zu Weihnachten nichts geben. Ich kann Euch für den Christbaum, wenn ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben, kein Stück Brot, keine Kohle zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Wir haben nichts. Ich kann Euch nur bitten, glaubt an dieses Österreich!“